

HENRYK BOLIK  
WOLFGANG HÜBNER

ZUR  
GLEICHEN  
ZEIT

*Zwei Biografien von  
zwei ungleichen Leben*

# Inhalt

## Prolog

1. Mit der Hakenkreuzfahne um den Esstisch
2. Ein Nazi in der polnischen Grundschule
3. Grundschule, Oberschule, Abi – und nun?
4. Von Polen über die DDR in den Westen
5. Ein Slalom zum Beruf
6. Studium, Verlobung und Hochzeit
7. Von Freiberg nach Berlin mit Pausen in Polen
8. Arbeiten in Afrika und in Nahost
9. Über Arbeit und Liebe, aber vor allem über Politik
10. Beruf, Wiedervereinigung und die Folgen
11. Friedliche Revolution, zwei tolle Jahre, eine bürokratische Staatsreform und ein Hausbau
12. Ritterschläge und andere Höhepunkte
13. Von Bussen, Fahrrädern und Skiern
14. Reisen, Reisen, Reisen

Epilog Wolfgang

Epilog Henryk

## Prolog

Es klingt unwahrscheinlich und, zugegeben, etwas albern, aber es ist die Wahrheit: Kennengelernt haben wir uns bei einem Kirschkernelweiterspuckwettbewerb im Sommer 2019 in Österreich. Dieser Wettbewerb wird jedes Jahr beim Stadtfest einer mittelgroßen Stadt in Kärnten zur Unterhaltung der Touristen ausgetragen. Die Regeln sind einfach: Wer einen Kirschkernel am weitesten spuckt, hat gewonnen. Teilnehmen darf jeder ab fünf.

Weil ich im letzten Jahr nur Zweiter geworden war, habe ich mich im Sommer 2019 zum wiederholten Mal für den Wettbewerb angemeldet.

Wenn auch eines 73-Jährigen weniger würdig: Mein Ehrgeiz war geweckt. Um weiter als 2018 spucken zu können, habe ich schon zu Hause mit den Enkelkindern trainiert und dann beim Wettkampf vor Ort mit 6,84 Metern meine bisherige persönliche Bestmarke tatsächlich um 13 Zentimeter übertroffen.

Das reichte aber leider trotzdem nicht zum Sieg, denn es war die gleiche Weite, die Wolfgang H., ein mir unbekannter Feriengast aus Berlin, auch gespuckt hat.

Nachdem der Wettbewerb mittels eines Stichspuckens zugunsten des Berliners entschieden war, musste Wolfgang, so hieß der Typ, den ungeschriebenen Regeln entsprechend, eine Flasche Wein ausgeben. Übrigens einen Primitivo aus Italien, obwohl ich den Spätburgunder von der Ahr bevorzuge. So entstand eine zunehmend lockere Runde, in der wir uns näher kennengelernt haben.

Wir waren mehr oder weniger im gleichen Alter, Wolfgang 80 und ich, Henryk, 73, beide in Schlesien auf die Welt gekommen, beide Familien mussten bei Kriegsende gleichermaßen Oder und Neiße in Richtung Westen

überqueren. Sie landeten mehr oder weniger zufällig irgendwo in Deutschland, in Orten, die weit von der Heimat entfernt lagen. Bei Wolfgang's Familie war das im Erzgebirge, für meine Familie begann das neue Leben nach mehreren Zwischenstationen im Saarland.

Da liefen zwei Leben parallel zueinander ab, trotz vergleichbarer Ausgangssituationen, aber unter völlig ungleichen Rahmenbedingungen, verursacht durch die politischen und gesellschaftlichen Gegebenheiten in den jeweiligen Besatzungszonen beziehungsweise in den beiden 1949 gegründeten deutschen Teilstaaten.

Das lange Gespräch am Abend des fröhlichen Stadtfestes mündete schließlich in eine ernsthafte Unterhaltung über die erstaunliche Ähnlichkeit unserer Lebensläufe und Interessen. Schließlich wurde die Idee geboren, gemeinsam unsere Leben aufzuschreiben. Wir hatten auch schnell einen Vorschlag für den Titel: »Zur gleichen Zeit«, der sollte erst einmal als Arbeitstitel verwendet werden, vielleicht würde sich noch eine bessere Überschrift finden.

Und es war kein nur vom Wein getragener Entschluss. Wir wollten anhand unserer beiden Lebensgeschichten von zwei realen Leben erzählen, wie zwei Menschen, die unter annähernd gleichen Ausgangsvoraussetzungen geboren waren, in den völlig unterschiedlichen Gesellschaftssystemen Nachkriegsdeutschlands gelebt haben, oder besser leben mussten.

Ja, Henryk – wir waren inzwischen beim Du angekommen – hatte recht: Zwei Biografien in einem, das könnte ein Knaller werden. Mindestens hätten wir viel Spaß beim Schreiben!

Und es war keine Schnapsidee. Das ausführliche Gespräch war zwar aus einem Moment guter Laune heraus entstanden, aber der Gedanke, gemeinsam eine Autobiografie zu schreiben, hat sich schnell verfestigt.

Unsere beiden Leben waren parallel verlaufen, liefen also »Zur gleichen Zeit« ab. Aber die völlig verschiedenen Gesellschaftssysteme in Ost und West prägten die Lebenswege doch grundlegend. Man kann durchaus sagen, dass unsere beiden Leben nicht nur von der deutschen, sondern auch von der europäischen Geschichte des 20. Jahrhunderts beeinflusst worden sind. Es ist keine Übertreibung, wenn man die Entwicklung Nachkriegsdeutschlands als fremdbestimmt durch die Siegermächte, die Sowjetunion im Osten und die übrigen Besatzungsmächte im Westen, bezeichnet.

Ein besonders interessantes Kapitel wird bestimmt sein, wie sich die Wiedervereinigung Deutschlands in unseren Biografien widerspiegelt, die wir erlebten, als wir in schon im fortgeschrittenen Lebensalter waren und mit grundlegenden Änderungen eigentlich nicht mehr gerechnet haben.

Wir beiden Autoren haben festgelegt, die beiden Biografien nach Teilabschnitten getrennt, ungefähr in einem Zehn-Jahres-Rhythmus, in abwechselnder Reihenfolge zu schreiben. Diese Ordnung soll es dem Leser erleichtern, die Entwicklung beider Leben und die jeweiligen Unterschiede sukzessiv zu erfassen.

Wie alles gekommen ist, legen die nachfolgenden Erzählungen offen.

Im ganzen Land waren Truppen stationiert. Und der Westen war fest in die NATO eingegliedert, mit Standorten für amerikanische Atomwaffen.

Nach Gründung der beiden deutschen Staaten liefen die gesellschaftlichen Entwicklungen nahezu unabhängig voneinander ab und eher voneinander weg. Das beeinflusste unsere Leben, ohne dass wir uns dessen immer bewusst gewesen wären. Dass sich daran zu unseren Lebenszeiten etwas ändern würde, schien uns ausgeschlossen, erst recht undenkbar ein einiges

Deutschland. Daher waren wir auch besonders neugierig, wie sich das in unseren Biografien widerspiegeln würde.

Wie haben wir die Umwälzungen im Herbst 1989 erlebt? Wie beeinflussten die Veränderungen seit 1990 unsere Familie, unsere Arbeit, unsere Zukunftsaussichten? Wie sind wir damit umgegangen?

Und schließlich: Wie sieht unsere Lebenssituation aus, jetzt, im Moment des Beginns unserer Erzählung?

In diese Zeit, die unserer merkwürdigen Begegnung, wird die Erzählung schließlich münden, als wir beiden aktiven alten Männer uns kennenlernten.

# 1. Mit der Hakenkreuzfahne um den Esstisch

(Wolfgang 1939-1949)

Der junge Lehrer Heinz Hübner und seine Frau Käthe hatten es endlich geschafft: eine feste Anstellung. Zwar war das Dorf alles andere als idyllisch, die Straßen unbefestigt, nahezu unpassierbar im Herbst und im Frühjahr, weit weg von Geschäftsleben und Kultur. Aber es gab im Schulhaus eine Dienstwohnung, groß genug, um endlich an Kinder denken zu können. Und mit Platz für das Klavier. Sie hatten sich eingewöhnt, Kontakte zu den Bauern und Handwerkern in der Nachbarschaft geknüpft. Es hätte eine fröhliches Jahr voller guter Hoffnung werden können. Aber es war das Jahr 1938. Als die Synagogen in der Kreisstadt brannten und Vater die zerschlagenen Schaufenster sah, war Mutter im siebten Monat.

Im Januar 1939 wurde ich geboren, in Bunzlau, wo die Großeltern wohnten, wo ärztliche Hilfe nahe war. Als ich ein fröhliches Baby war, das mit strampelnden Beinen in die Kamera lacht, wurde mein Vater Soldat und marschierte nach Polen. Ein Jahr später kam mein Bruder dazu, ein kleines zartes Baby, das meinen Schutz brauchte. So jedenfalls sieht es auf Bildern aus. Wir spielten im Garten und im Bauernhof der Nachbarn mit deren Tochter Ingrid. Es gab Ziegen und Kaninchen, die ohne Umzäunungen in einem Stall zusammen lebten, es gab Kühe und, unvergessen, Pferde, die einen Göpel antrieben. Und Ingrids Bruder schnitt eine Höhle in ein Robiniengestrüpp.

Aber auch die Kriegszeit hinterließ ihre Spuren. Als Fünfjähriger war ich stolz, mit den großen Jungs von der Hitlerjugend, der HJ, exerzieren zu dürfen, und dabei lernte ich ihre Kriegslieder. »Wir werden weiter marschieren, bis

alles in Scherben fällt ...«, so marschierten auch mein Bruder, unsere Spielkameradin und ich mit Holzgewehren und einer Hakenkreuzfahne mit abgebrochener Stange um den Tisch. Dort stand an meinem sechsten Geburtstag ein Pudding in Hasenform.

Und am Abend dieses Tages kam eine Nachbarin mit der Aufforderung zu packen. Die Rote Armee stand nur 75 Kilometer von Reinberg entfernt, der Gauleiter Schlesiens hatte aber erst an diesem Tag die Evakuierung befohlen. Das war der Ortsleitung bekannt, aber die ordnete an, dass das Dorf erst am 23. Januar zu räumen sei. Mutters Evakuierung war gewissermaßen ein Geheimauftrag, aus unbekanntem Gründen hatte man für die Hochschwangere »schon« am 22.1.45 einen Sonderweg gefunden: erst einmal zu den Eltern nach Bunzlau. Ein Handwerker hatte dafür eine Sonderration Benzin für sein Tempo-Dreirad zugeteilt bekommen. Zwei Tage später wurde meine Schwester geboren.

Aber Bunzlau konnte ja nicht der Endpunkt der Flucht sein, tagtäglich rollten Trecks durch die Stadt, die Front rückte weiter vor. Wieder kam der Räumungsbefehl. Es gelang, einen Militärkonvoi Richtung Westen zu finden, Kettenfahrzeuge, lediglich mit Planen geschützt, für den Transport von Zivilisten in einem strengen Winter kaum geeignet, für Mutter, meinen Bruder und mich und für das Baby von nicht einmal 14 Tagen. Zum Glück waren Oma und meine Patentante dabei. Der Konvoi fuhr bis Dresden, dann ging es per Bahn in ein Dorf am Rande des Erzgebirges, wo ein Onkel von Mutter wohnte. Das war der westlichste Wohnort eines Familienmitglieds.

Ein harter Schnitt, ein Blackout. Von alledem, was seit dem sechsten Geburtstag passierte, habe ich nichts mehr in Erinnerung. Nichts vom plötzlichen Aufbruch, nichts von den Tagen bei den Großeltern, vom neuen Baby, von den

Militärfahrzeugen, nichts vom übervollen Dresdener Bahnhof ist haften geblieben. Alles ist Familienerzählung. War es zu furchterregend, dass der kleine Junge das alles sofort verdrängen musste? Auch von der ersten Bleibe in dem Erzgebirgsdorf ist kein Bild, nur ein Gefühl geblieben, Angst. Angst auch in diesem Bild: Mutter hat ihre Jungs auf dem Schoß, das Baby in der Mitte, so sitzt sie, den Blick zur Tür. Eine Angst, die nicht gleich wieder wegging, eher durch Erlebnisse verstärkt wurde.

Die erste Erinnerung des kleinen Jungen ist ein Bach. Das Wehr fesselte mich besonders, Holzstücke konnten nicht wegschwimmen, weil sie immer wieder im Strudel rotierten, ließen mich nicht los. Der Bach fließt am Haus vorbei, unserer ersten Bleibe, das andere Ufer ist ein steiler Hang, und die Bauernhöfe stehen oben auf dem Berg. Von dort kamen die Russen, querfeldein, durch den Bach gewatet. Ohne Waffen, sie wollten bei den verängstigten Bewohnern Eier kaufen. Kaufen! Umsonst gezittert.

Oma wohnte auf der anderen Straßenseite. Sie hatte einen Herd, konnte auch für uns kochen. Als es im Ofen eine Verpuffung gab, stand sie mit schwarzem Gesicht vor mir, sonst war nichts passiert. Ein verräterisch braunes HJ-Hemd versenkte Mutter vorsichtshalber in der Jauchegrube und nun, die Gefahr schien vorbei, fischte sie es wieder heraus. Es lag tagelang im Bach zum Spülen, mit einem Stein beschwert. Ich habe es später getragen, mit gekürzten Ärmeln. Ein blinder alter Herr wohnte in diesem Haus, sägte und hackte Brennholz, als Blinder!

Ein kleines Mädchen gab es, seine Puppe hieß Zipp, ein Sofakissen, dem sie ein Kleid angezogen hatte, Kopf und Arme waren die Zipfel des Kissens. Wie ein Bilderbuch. Blatt für Blatt anzusehen, keine Erzählung.

Nach vier Wochen zogen wir um, ins Erbgericht, einen Gasthof. Wieder in ein einziges Zimmer, über der Gaststube, mit einer Kochgelegenheit in einer Ecke, aber Platz genug, dass jeder sein eigenes Bett hat.

Im Mai 1945 war Schluss mit den Gehaltszahlungen für die Lehrersfrau. Sie bekam eine Arbeitsbefreiungsbescheinigung, nun blieb Fürsorgeunterstützung. Von Vater fehlte jede Spur. Mutter wusste schon, dass er als ehemaliges NSDAP-Mitglied seinen Beruf nicht weiter würde ausüben können und suchte, ob vielleicht in der Umgebung eine Kantorenstelle frei wäre.

Das war die Zeit, in der es an allem fehlte. Mutter hatte kein Geld mehr, kaum Möbel in dem Zimmer, keine Bekleidung, musste sich um Lebensmittel und Feuerholz kümmern. Woher hatte sie eigentlich das Geld für Möbel?

Die Wohnungssuche wird ermüdend gewesen sein. Hilfe war kaum zu bekommen, und Mitgefühl mit diesen »Fremden« gab es selten. Auf Mutters Meldezettel stand die Notiz »Schlesien«, die später in »Polen« korrigiert wurde. Kennzeichnete das meine Mutter als Fremde oder sollte das nur »politisch korrekt« die Herkunft bezeichnen, weil ja die Neiße inzwischen die »Friedensgrenze« war? Der Bürgermeister beschimpfte sie: »Jetzt kommen Sie Nazi und fordern«. Ja, sie war Mitglied der NSDAP gewesen, hatte sich aber ohne Aufforderung der Entnazifizierung gestellt. In dem Dorf aber hatte es scheinbar nie einen Nazi gegeben! Erst sechzig Jahre später erfragte ich, wer dort Ortsbauernführer war und welcher Bauernsohn zu Heydrichs Gefolge in Prag gehört hatte.

Im Erbgericht lebten auch Mutters Eltern. Tagsüber waren wir alle zusammen, zum Schlafen hatten sie ein ungeheiztes Zimmer. Sie zogen leider Anfang 1948 in die Oberlausitz zu ihrer älteren Tochter. Damit fiel eine große Hilfe für Mutter weg, sie hatte niemanden mehr, der bei ihren Beschaffungsaktionen ihre Kinder behütet. Mein Bruder und ich begleiteten Mutter oft bei diesen Beschaffungsaktionen. Für sie war das eine Notwendigkeit, für uns waren es Abenteuer. Barfuß auf Stoppelfeldern, mit einer eigenen Hacke beim Kartoffelstoppeln, im Wettbewerb mit denen, die aus den Städten angereist waren. Im Wald und auf Wiesen Pilze

suchen, Fallobst sammeln an den Straßenbäumen. Opa rüttelte an manchen Ästen und kam sich mit dem Straßenwärter in die Haare. Opa, der Fremdkörper im Dorf, immer im Anzug (er hatte nichts anderes als diese Bekleidung, der Herr Versicherungsagent a.D.), oft mit Hut und Spazierstock, den er aber nur als Accessoire bei sich hatte - und zum »Äppel knitteln«.

Er hatte eine Geschäftsidee, um die finanzielle Lage etwas aufzubessern: Er bot den Menschen, die wegen Kartoffeln, Getreide oder Eiern im Dorf waren, an, das schwere Gepäck mit dem Handwagen zum Bahnhof zu fahren, drei Kilometer. Ins Fenster hängte er ein Schild, selbst verfertigt mit seiner schönen Schrift: »Hier wird Handgepäck zur Bahn gebracht (1. Stock links)«. Wir durften ihn manchmal begleiten und auf dem Heimweg im Wagen sitzen. Allerdings konnte Opa im Dunkeln schlecht sehen, und wir landeten mehrmals im Straßengraben. Leider hatte er keine Genehmigung für dieses Dienstleistungsunternehmen, es wurde ihm untersagt.

Der Bach floss unter dem Erbgerichtssaal durch, Mutter legte dort auf der Wiese Beete an. Uns interessierte eher der Bach, damals noch mit Fischen, Fröschen und allerlei Getier. Dass wir mit den anderen nicht drin baden durften, grenzte uns aus. Wie unsere Sprache, ich sagte Ratt statt Forod, ein großer Spaß für die anderen, ich fühlte mich sehr einsam in solchen Momenten.

Und sonst? Nichts vom kleinen Bruder, nichts vom Baby? Doch, doch, aber stimmen diese Erinnerungsschnipsel? Ich fuhr »Rennen« mit dem Kinderwagen: Unter dem Griff hindurch gebückt, die Hände auf den Wänden der Wanne, die Zwecken der Leiste war Schaltknöpfe, Brmm-Geräusche machte ich selbst. Dem Erbgericht gegenüber, etwas oberhalb der Straße, war Erlerbauers Hof. Die Auffahrt war eine gute Schlittenbahn. Ich hatte nur die Käsehitsche, ein kleiner Schlitten, Stahlgestell mit Lehne, wohl für Babys.

Man konnte damit nicht rückwärts fahren, denn dann spießten die schmalen Kufen in den Schnee. Den »richtigen« Schlitten hatte mein Bruder, weil er die kleine Schwester mitnahm. Das soll stimmen? Sie war erst zwei Jahre alt. Zweifel sind angebracht, es gibt keinerlei Bestätigungen dafür. Im Oktober 1945 begann die Schule, das erste Schuljahr nach dem Krieg überhaupt. Eine Zuckertüte gab's wohl nicht. Mir ist aber das überfüllte Klassenzimmer in Erinnerung und die Schiefertafel. Sie war nicht neu, der Vorgänger hatte tiefe Kratzer hinterlassen, Schönschrift ging nicht. In den folgenden Schuljahren gab es unentgeltlich Bücher und Schreib und Rechenhefte. Die Bücher mussten pfleglich behandelt werden, wir durften darin nicht schreiben oder malen, denn am Ende des Schuljahres wurden sie weitergegeben an nachfolgende Klassen. Ich liebte die neuen Bücher; sie wurden mit Papier eingeschlagen, um sie auch äußerlich nicht zu beschädigen. Es war ein Ritual in jedem September. Das Schulwesen war von Grund auf erneuert worden. Lehrer mit NSDAP-Mitgliedschaften wurden entlassen. Alle unsere Lehrer waren daher Neulehrer, junge Männer und Frauen, die ihr Studium noch gar nicht abgeschlossen hatten. Ihre praktischen Abschlussprüfungen legten sie vor ihren Klassen ab. Hinten im Klassenzimmer saß die Prüfungskommission, und wir arbeiteten mit Elan mit, denn wir wollten unseren Lehrern helfen und zeigen, was wir schon geschafft hatten. Die hatten nach ihren Kriegs- und Nachkriegserfahrungen große Lust, Kindern etwas anderes beizubringen, als ihnen beigebracht worden war. Ich besitze noch ein Lesebuch von 1946, das für dieses Anliegen stehen kann. Es enthält Sagen und Märchen, keinerlei Kriegs- oder Hassgeschichten. Ich habe lange drin gelesen, und es liest sich noch heute gut.

Dass die Reformen noch nicht abgeschlossen waren, zeigen auch unsere Zeugnisse. Die Vordrucke sehen so aus, als hätte ich alle zwei Jahre die Schule gewechselt. Im Kopf

der Vordrucke steht in den ersten beiden Schuljahren »Volksschule«, handschriftlich ergänzt um den Ort der Ausstellung, unser Erzgebirgsdorf. In den beiden folgenden Jahren steht dort:«Deutsche Einheitsschule – Grundschule«. Das änderte sich erst mit der Gründung der DDR.

Mir machte die Schule keine Probleme, wie Vater vorhergesehen hatte. Nur in Sport reichte es nie zur Eins. Ich brachte mir auch gleich noch die Sütterlin-Schrift bei, um Briefe der Mutter und der Großeltern lesen zu können.

Mein Kindergehirn hatte den Zeitenwechsel noch nicht ganz verarbeitet. Das Sächsische war mir fremd. Spottverse der anderen verstand ich nicht, wusste nicht, worüber sie lachen. Und es gab Verwirrungen. In Sachsen fand 1946 ein Volksentscheid statt, für dessen Zustimmung natürlich heftig geworben wurde: »Gebt Euer ja zum Volksentscheid« skandierten auch wir beiden Brüder, aber mit der Ergänzung »Panzer sollen rollen für den Sieg«, einem Überbleibsel aus dem vorherigen Leben. Vielleicht habe ich mir das gemerkt, weil uns die Großen rasch stoppten.

Nach anderthalb Jahren, nach Abschluss des zweiten Schuljahres wurde uns eine größere Wohnung zugewiesen, ebenfalls klein, aber endlich zwei Zimmer. Mutter nahm uns zu der neuen Vermieterin mit, um uns als artige Kinder vorzustellen und legte ihr mein Zeugnis vor, als wären die Einsen ein amtlicher Beleg für gutes Benehmen. Es war furchtbar, ich fühlte mich vorgeführt.

Das Haus ist heute noch bei Wikipedia zu sehen als ein typisches erzgebirgisches Häusler-Anwesen. Scheune und Stall schlossen unmittelbar an den Wohnteil an; zum Stall ging es gleich vom Hausflur aus. Eine Besonderheit war das Klo im Obergeschoss. Es war außerhalb der Hauswand angebaut mit einem frei stehenden Tonrohr in die Jauchegrube. Wehe, die fror mal zu! Vor dem Haus steht immer noch das sogenannte Wasserhaus, ebenfalls charakteristisch für Erzgebirgsdörfer. Eine Senke ist dort ausgehoben, in die einige Stufen führen. Die Wände sind

befestigt durch gestapelte Gneisplatten, dem dort typischen Gestein; und abgedeckt ist dieses Wasserloch durch ein Häuschen, ebenfalls aus gestapeltem Gneis, meist mit einer Grasdecke überwachsen. Durch das Eindringen von Schichtwasser war auch dann Wasser vorhanden, wenn manche Brunnen im Sommer schon versiegt waren. Übrigens, ein Standort für Frösche und Molche.

Diese neue Wohnung lag ganz oben im Oberdorf, ich hatte nun einen drei Kilometer langen Schulweg, zu Fuß, andere Möglichkeiten gab es nicht. Es sei denn, man konnte ein zufällig vorbeifahrendes Pferdefuhrwerk kapern. Meistens ging ich den Schulweg aber nicht allein. Mein Bruder war nun auch ein Schuljunge. An seine Einschulung erinnere ich mich: Er bekam von unserem Bäcker ein Brot in einer grünen Papierschultüte.

Je näher wir der Schule kamen, desto größer wurde die Gruppe der Mitschüler. Lustiger war der Nachhauseweg, – der »Kleine« war dann nicht dabei – wir hatten mehr Zeit, konnten Umwege nehmen, an den Hängen oder an den Mühlgräben entlang statt auf der Dorfstraße im Tal, »hinten weg« hieß das. Wir wussten, bei welchem Bauern in Obstbäumen ungesehen geräubert werden konnte. Pausen am Bach gehörten zur Unterbrechung. Allerdings war das bei den meisten Anrainern nicht erwünscht. Dort waren die Ufer mit Hölzern gesichert, der Bach praktisch kanalisiert. Kleine Treppen führten zu Wehren, die der Wasserentnahme dienten. Aber es gab noch genügend Wiesen, in denen der Bach mäandern konnte, wo keiner kontrollierte. Bei den spannendsten Abenteuern war ich aber leider selten dabei. Wegen der Umzüge musste ich immer wieder neue Freunde in der Nachbarschaft suchen oder mich anderen Schulkameraden zuwenden, denn in dem langen Dorf wohnten die selten in direkter Nachbarschaft. Das Anfreunden funktionierte aber nicht immer, da ich doch ein »fremdes« Kind war, noch dazu eins, dass den Ruf eines Strebers hatte. Überdies war ich für einige Streiche auch zu

artig; Mutter brauchte artige Kinder, auf sich allein gestellt, war sie auf Hilfe und auf das Wohlwollen der Vermieter angewiesen.

Ich war inzwischen groß genug, um Aufgaben zu übernehmen. Einkaufen mit den Lebensmittelkarten, mit dem Eimer an der Pumpe beim Nachbarn Wasser holen (Plumpe sagten wir, wieder so ein falsches Wort), Kaninchenfutter war zu beschaffen und der Stall auszumisten. Eine richtig schwere Arbeit war es, Brennmaterial zu beschaffen: mit dem Handwagen in den Wald, das Reisig von frisch geschlagenen Bäumen oder von den Waldarbeitern abgeschälte Rinde sammeln. Aber auch das machten wir wieder zu einem Abenteuer: Gelingt es, ein dickes Stück Baumstamm ungesehen unter das Reisig zu schmuggeln? Der volle schwere Wagen musste dann kilometerweit nach Hause geschoben werden. Manchmal saß da noch die kleine Schwester darauf, die müde geworden war. Zu Hause waren auch das Holzsägen und -hacken Aufgaben für die »schon großen Jungs« von neun, zehn Jahren. Dabei verletzte sich die »Kleine« einmal, als sie sich vom Bruder ein Stöckchen kürzen lassen wollte und es sich doch anders überlegte. Die Narbe gibt es noch heute.

Als Fürsorgeempfängerin wurde Mutter vom Gemeindeamt die Aufgabe erteilt, bei Bauern die Viehzählung durchzuführen. Sie glaubte, dass das ihr Großer, der gewissenhafte, übernehmen kann. Ich »großer« Junge saß in der Stube des Bauern und sollte abfragen: wie viele Kühe, wie viele Schweine, wie viele Hühner. Es hat mich überfordert; in Erinnerung geblieben ist das unguete Gefühl, dass es mir nicht zusteht, Erwachsene, die Gestandenen im Dorf so zu examinieren.

Aber alle diese »Dienste« arteten nicht so aus, dass die Freizeit zu kurz gekommen wäre. In der Nähe der Wohnung gab es genügend Plätze, wo Kinder ungestört spielen konnten. Wichtigster Treffpunkt war die Milchrampe, auf denen die Bauern frühmorgens die Milchkannen für das Auto

bereitstellten, das zur Molkerei ins Nachbardorf fuhr. Nachmittags war dort alles frei. Es gab nur wenige Autos im Dorf, darauf brauchten wir also nicht zu achten. In unmittelbarer Nachbarschaft befand sich ein Kleinbahnhof, auf dessen Gleisen wir das Balancieren übten, wo wir Münzen überfahren ließen. Wir beherrschten die Fahrpläne – drei Personenzüge pro Tag ins Gebirge, drei wieder zurück und dazu ein Güterzug. Wir legten die Ohren auf die Schienen, um sie schon von Weitem kommen zu hören und begrüßten dann die Lokführer, die wir alle kannten. Und der letzte Pfiff am Abend war das Signal, nach Hause zu gehen.

Die Jahre in dieser Wohnung waren die Jahre, in denen wir zu Wintersportlern wurden. Das Tal bot viele Stellen zum Schlittenfahren, meist zusammen mit unserer kleinen Schwester. Als wir Skier geschenkt bekamen, war das das größte Geschenk, das es jemals in dieser Zeit gab. Eigentlich hießen die Brettl; sie mussten im Sommer in einer Spannvorrichtung aufbewahrt werden, da sich die Spitzen sonst abgesenkt hätten, unbrauchbar im nächsten Jahr. Die Hänge im Dorf waren für die alpinen Disziplinen zwar ungeeignet, zu kurz und zu flach, aber so wurden wir gute Langläufer, was bei den Entfernungen im Dorf von Nutzen war.

Ein Fahrrad hatte ich damals noch nicht. Wer hätte es bezahlen sollen? Ich lernte auf dem Rad eines Klassenkameraden. Auch Schwimmen konnte ich noch nicht, es gab weder Teich noch See, und der Bach war nur ein Bach.

Trotz der Einschränkungen, trotz der Tätigkeiten, die man heute vielleicht als Kinderarbeit verbieten würde, ich habe überwiegend schöne Erinnerungen an diese Zeit. Dazu gehören merkwürdigerweise auch die Stunden, in denen Stromsperre herrschte. Die »Spitzenbelastungszeiten für Elektroenergie« – diesen Terminus habe ich seit diesen Zeiten im Ohr – hingen von den Jahreszeiten ab und wurden regelmäßig öffentlich bekannt gemacht. Und da war es dann

eben finster. Auch Mutter war zur Untätigkeit verurteilt, und diese Stunde wurde oft zur gemütlichsten Stunde des Tages, zur Chorprobe unseres kleinen Familienchors. Ich glaube, das hat sich gut angehört, denn ich lernte bei Mutter, eine zweite Stimme zu singen. Da sie im Kirchenchor sang und wir zum Kinderchor gehörten, war das Repertoire riesig. Es gab einige Lieder, die wir mit besonderer Inbrunst sangen, weil sie damals politisch nicht erwünscht oder nicht korrekt waren. Dazu gehörten das Riesengebirgslied, gewissermaßen Mutters Heimatlied, mit seiner Zeile »Riesengebirge, deutsches Gebirge« und das Lied »Die Gedanken sind frei«. Sicher war auch hier Vater, der Klavierspieler, ein Antrieb für das musische Familienleben.

Über all die Jahre fehlte der Ehemann und der Vater. Mutter hatte immer noch die Hoffnung, er würde bald wieder da sein und hatte immer versucht, ihn uns nahezubringen. Der Lehrer war Vorbild für unser Lernen, was besonders für mich galt. Vater hatte Englisch und Französisch gesprochen, in der Schule aber war Russisch erste Fremdsprache. Also sollte der Junge wenigstens nebenher Englisch lernen. Mutter hatte für mich das organisiert, als ich etwa zehn Jahre alt war. Ich habe das sehr gern gemacht, und diese außerschulischen Stunden sollten auch viele Jahre später noch die Basis meiner Englisch-Kenntnisse bilden. Streber!

Dieser Unterricht hatte einen angenehmen Nebeneffekt: Die Lehrerin wohnte ganz unten im Niederdorf. Deshalb habe ich an diesen Tagen bei Oma und meiner Patentante geschlafen, die in der Nähe der Schule wohnten. Jedes Mal Schlaraffenland für mich, Kuchen, Plätzchen, Pudding nur für mich. Über Vaters Verbleib wussten wir nichts. Eine letzte Nachricht stammte von einer Karte, geschrieben im April 1945, bevor er an der Westfront in amerikanische Gefangenschaft geriet. Mutters Schwester erfuhr anderthalb Jahre später durch den Suchdienst in Frankfurt am Main,

dass Vater im Januar 1946 entlassen worden war, an meinem siebten Geburtstag. Aber wo war er?

Als Entlassungsziel hatte er Bunzlau / russische Zone angegeben, offensichtlich wusste er nicht, dass seine Heimatstadt inzwischen zu Polen gehört, aber er wusste, dass Mutters Onkel im Erzgebirge Ziel nach einer Flucht verabredet war. Ende 1946 trafen Karten aus der Sowjetunion ein. Vater fragte nach seiner Familie und teilte mit, dass bei ihm alles in Ordnung sei. Alle Karten beantwortete Mutter, ohne dass irgendeine Reaktion darauf kam. Eine letzte Karte war vom 20. Dezember, dann war Schluss. Diese Ungewissheit beherrschte stets die Stimmung zu Hause. In der DDR gab es keine Auskunftsstelle für Vermisste des Krieges und der Fluchten. Wieder war es daher Mutters Schwester, die beim Suchdienst nachfragte. Erst 1948 erfuhr sie dort, dass der Leutnant Hübner im Mai 1947 in Georgien gestorben war. Er gehörte zu den Offizieren, die nach ihrer Entlassung durch die Amerikaner bei der Einreise in die sowjetische Zone erneut in Gefangenschaft genommen und nach einer Durchgangsstation im ehemaligen KZ Sachsenhausen zur Arbeit in die Sowjetunion transportiert wurden. Erst jetzt, im Dezember 1948, gab es nun eine Sterbeurkunde, mit der Mutter Waisenrente beantragen konnte.

Ich kann mich nicht an eine weinende Mutter erinnern, aber Trauer ist ein Grundgefühl, das ich mit dieser kleinen Wohnung, mit diesem Platz im Dorf in Verbindung bringe. Und mein Leben lang habe ich die Defizite gespürt, die durch den Vaterverlust verursacht worden waren.

Ich hatte die Hausaufgabe, einen Meter-Stab herzustellen und mit einer Skala zu versehen. Es gab niemanden, den ich hätte um Rat fragen können, und Werkzeuge gab es unserem Haushalt auch nicht. Schließlich brauchte ich die Skala nur auf eine blank polierte Fläche aufzuzeichnen, ohne selbst zu werkeln. Ein Bekannter hatte den Stab auf einer Hobelmaschine gefertigt, auf Bitten meiner Mutter. Es war

vielleicht das schönste Stück in der Klasse, aber ich hatte nichts Handwerkliches gelernt.

Und die Angst hielt an, die Angst, die mich im Schlaf überfiel, weil die Mutter nicht da war, weil sie Chorprobe hatte, ihre einzige Abwechslung. Sie erfuhr von Nachbarn, dass ich bei geöffnetem Fenster nach ihr geschrien hatte, ich, der Große, nicht die Kleinen. Angst machte die Fahrt durch das völlig zerstörte Dresden, wo Cousinen der Großmutter lebten. Die Straßen waren frei, Straßenbahnen fuhren, aber die Häuser waren Schutthaufen oder leere Hüllen mit schwarzen Löchern und sinnlos stehen gebliebenen Schornsteinen. Menschen sah man nicht. Notdürftig von Schutt befreit waren nur die Gärten, um Gemüse pflanzen zu können.

Die Vierzigerjahre endeten schließlich für mich mit einem Schock, der mein gesamtes Leben beeinflussen sollte. Ich war mit meinem Bruder unterwegs, als ich plötzlich mit einem Krampfanfall zusammenbrach. Zu Tode erschrocken lief er nach Hause mit den Worten: Wolfgang stirbt. Es war mein erster epileptischer Anfall, und das blieb dann ein Leben lang. Beim »Nervenarzt« in der Kreisstadt saßen wir endlos lange im Wartezimmer. Ich bekam »Luminaletten«, die aber keine Hilfe waren. Was das alles bedeutete, verstand ich kleiner Junge damals nicht. Ich gruselte mich vor dem Arzt, der so unnormale langsam sprach. Und ich hielt es für schön, dass Mutter mir danach in einer Konditorei immer etwas Gebackenes kaufte, wohl als Trösterchen. Erst in den Sechzigerjahren kamen Medikamente auf den Markt, mit denen die Krankheit allmählich beherrschbar wurde. Die großen Anfälle waren zum Glück selten, aber kleine, sekundenlange Absenzen, die von leisen Zischlauten begleitet waren, hatte ich immer. Wieder war ich Außenseiter, aus dem Streber wurde der »Zischprofessor«.

Freunde sind mir aus diesen Jahren nicht geblieben, wie man sich leicht denken kann.

## **2. Ein Nazi in der polnischen Grundschule**

(Henryk 1946-1957)

Ein großer Teil Europas lag in Schutt und Asche, Deutschland war am Boden und hatte in kurzer Zeit eine niemals zu tilgende Schuld auf sich geladen.

Ich bin nur wenige Monate nach dem Ende des 2. Weltkrieges, am zweiten Tag des Jahres 1946 in einer mittelgroßen Stadt in Oberschlesien auf die Welt gekommen. Gut ein halbes Jahr zuvor, am 2. August 1945, hat die Potsdamer Konferenz der Siegermächte Russland, Großbritannien und USA stattgefunden, in der festgelegt worden ist, Schlesien vorläufig unter polnische Verwaltung zu stellen.

Weiter wurde in Potsdam vereinbart, dass die endgültige Festlegung der Grenze zwischen Polen und Deutschland später, in einer abschließenden Friedenskonferenz, geregelt werden sollte.

Nach der Übernahme der Verwaltung durch polnische Stellen wurde der größere Teil Schlesiens administrativ in den polnischen Staat eingegliedert. Die bisherigen Ortsnamen wurden entfernt und die deutsche Bevölkerung größtenteils vertrieben oder (zwangs-) polonisiert. Das gesamte Eigentum von Personen deutscher Nationalität wurde zugunsten des polnischen Staates im Jahre 1946 entschädigungslos konfisziert.

In dem Umfang, in dem die Deutschen vertrieben worden sind, wurden polnische Familien aus fast allen polnischen Wojwodschaften nach Schlesien umgesiedelt.

Meine Familie gehörte vor dem Kriegsende dem wohlhabenden Mittelstand an. Nach der Enteignung wurden wir aber nicht, wie ein Großteil der deutschen Bevölkerung,

in Güterzügen in Richtung Westen weggeschafft. Die Erklärung dafür war vermutlich die fachliche Qualifikation meines Vaters, der als Ingenieur und potenzieller Helfer für den Aufbau der polnischen Wirtschaft festgehalten wurde.

Meine Geburt hat meine Großmutter mütterlicherseits bei einem polnischen Standesbeamten gemeldet, der nach der Besetzung Schlesiens von der polnischen Administration etabliert worden ist.

Nach dem Willen meiner Mutter, Vater war zu dieser Zeit in russischer Kriegsgefangenschaft, sollte ich den Namen Heinrich-Johannes bekommen. Da dieser Name in der polnischen Liste der möglichen Vornamen nicht enthalten war, beurkundete der Beamte den nach seiner Meinung ähnlich klingenden Namen Henryk. Den Johannes hat er einfach weggelassen. Im Nachhinein hat sich aus meiner Sicht der Vorname Henryk als deutlich interessanter herausgestellt, als der deutsche Name Heinrich.

Vom Hörensagen weiß ich heute, dass der Winter 1946/1947 extrem kalt war, es für die Bevölkerung kaum Nahrungsmittel gab und Tausende erfroren oder verhungert sind.

Zu meinen allerersten Erinnerungen zählt ein Konzertflügel, der in der Mitte des Wohnzimmers unserer Wohnung stand und laute Töne von sich gab, wenn meine Mutter, auf einem schwarzen Hocker sitzend, mit beiden Händen auf die Tasten drückte. Ich erinnere mich gerne an diese Musik, an die gespielten Töne und auch an ihren Gesang dazu.

Ich sehe mich neben dem Klavier stehen und staunend Mutter beobachten, wie sie spielend ab und zu ein Notenblatt umschlägt und mit den Füßen auf die goldfarbenen Pedalen tritt. Irgendwann habe ich genug von der Musik und laufe zur Tür hinaus, über einen langen Flur, in die Werkstatt meines Großvaters.

In der Werkstatt hocken zwei Schneider auf einem großen Tisch, die Beine gekreuzt, mit Nadeln und Zwirn konzentriert

arbeitend.

Großvater, der Vater meines Vaters, misst mit seinem Zentimetermaß die Länge der Beine eines fremden Mannes in einer weißen Unterhose. Als Opa mich wahrnimmt, lacht er mich freundlich an, öffnet die rote Blechdose auf der Fensterbank und gibt mir einen Keks.

Der Schneider-Opa war immer gut zu mir. Oma, seine Frau ist früh gestorben, ich habe sie nicht gekannt. Aber er hatte eine neue Frau. Ich habe aufgeschnappt, dass sie ein Luder war, weil sie nach Omas Tod recht zülig schwanger geworden ist.

Ich weiß noch, dass ich regelmäßig in die Schneiderwerkstatt ging, wohl hauptsächlich wegen der Kekse.

Später im Kindergarten herrschte eine Frau, die stets einen schwarzen Kittel mit knallroten Knöpfen anhatte. Sie sprach in einer Sprache, die ich nicht verstehen konnte. Fast alle Kinder sprachen so, bis auf zwei deutsche Mädchen. Obwohl ich kaum etwas verstand, bin ich den Anweisungen der Kindergärtnerin gefolgt, in dem ich einfach das tat, was alle anderen machten.

Besonders kann ich mich erinnern, dass sich jeden Morgen alle Kinder in einer Schlange aufstellen mussten, um einen Löffel von einem ekelhaften Saft aus einer braunen Flasche zu schlucken.

Heute weiß ich, dass es Lebertran war. Meine Portion hat meistens ein dicker Junge geschluckt, dem ich dafür mein Frühstücksbrot abgegeben habe. Die Frau mit dem schwarzen Kittel hat nichts gemerkt, sie hat immerzu nur auf den Löffel geschaut und dabei die ausgeteilte Anzahl der Portionen gezählt.

Viel mehr an Erinnerung aus der Kindergartenzeit ist mir nicht geblieben. Ich weiß nur noch, dass ich mir viele Hänseleien wegen falscher Betonung der meisten polnischen Wörter anhören musste. Meine ältere Schwester und meine Eltern zu Hause konnten mir bei der Erlernung

der polnischen Sprache kaum helfen, da sie selbst in dieser Beziehung noch Anfänger waren.

Zur Einschulung in die Grundschule waren in meiner Schultüte eine halbe Tafel Schokolade, ein Apfel und ein Fußballtrikot in den Farben des Fußballclubs unserer Stadt. Die Schokolade und den Apfel habe ich gegen eine Handschleuder eingetauscht, das Trikot durfte ich, nach langem Kampf mit Mutter, zur Einschulung anziehen.

Ich war der Längste in meiner Klasse und wurde von Anfang an »Dlugi«, das heißt »Langer« oder »Lulatsch«, genannt. Ich fand das gut, damit war ich etwas Besonderes.

Genau wie die Kindergärtnerin trug die Lehrerin einen schwarzen Kittel, dieses Mal aber mit weißen Knöpfen. Auch die Prozedur mit dem Lebertran war die gleiche wie im Kindergarten. Mein Ersatzmann war aber in eine andere Schule gegangen, sodass ich in der ersten Zeit das ekelhafte Zeug selbst schlucken musste.

Mit der polnischen Sprache kam ich mehr und mehr klar, die dazu passenden Schriftzeichen musste ich, genauso wie meine Mitschüler, erlernen. Ich war der einzige deutsche Schüler in der Klasse, das konnte man wohl an meinem Akzent hören. Dadurch hat sich mein Spitzname verändert und ich mutierte sehr schnell zum »Nazi«. Bald folgten auch: »Nazi-Schwein« und »Judenmörder«. Ich fand die Gräueltaten der deutschen Schergen abscheulich und schlimm, fühlte mich aber in keiner Weise mitschuldig. Ohne recht zu verstehen warum, wurde ich von den Mitschülern von Anfang an wegen Ereignissen beschuldigt und ausgegrenzt, die vor meiner Geburt stattgefunden haben. Den Gesamtzusammenhang konnte ich damals noch nicht verstehen.

In der polnischen Schule wurden die Leistungen mit Noten im Bereich von 6 bis 1 bewertet. Dabei war eine Sechs die beste und die Eins die schlechteste Note. Meine Noten lagen meistens im Mittelfeld, bis auf polnische Grammatik, dort

war ich immer Klassenbester. Das hat mir nicht nur das Lob der Lehrerin, sondern auch den Spott meiner Mitschüler eingebracht. Daraufhin habe ich bei den Tests stets ein paar Fehler eingebaut und der Spott hat sich gelegt.

Die Grundschule dauerte sechs lange Jahre. Natürlich habe ich mit der Zeit Freunde gefunden, wohl besonders wegen meiner sportlichen Talente. Ich konnte am schnellsten laufen und am weitesten springen und auch werfen. Im Sportunterricht wurde ich beim Bilden der Mannschaften stets als Erster ausgewählt, alle wollten mich in ihrer Mannschaft haben. Wenigstens das.

Mit der Zeit fühlte ich mich in meinem polnischen Umfeld ganz wohl, ich kannte doch nichts anderes. Bis auf den Geschichtsunterricht, als die deutschen Kriegsverbrechen in Polen und natürlich der Holocaust ausgiebig erläutert wurden. Da stand ich als Kind deutscher Eltern als Sündenbock stets im Mittelpunkt. Diese traumatischen Erlebnisse haben mich mein Leben lang nicht losgelassen.

Auch meine Eltern mussten sich damit abfinden, dass aus dem polnisch besetzten Gebiet auf Dauer eine polnische Wojewodschaft geworden ist. Sie haben die polnische Sprache erlernt, wenn auch jeder Pole hörte, dass sie Nazis waren, sobald sie auch nur einen halben Satz gesprochen haben.

Deutsch zu sprechen war für uns Kinder verboten. Natürlich sprachen unsere Eltern und Großeltern zu Hause mit uns in ihrer Muttersprache. Von den Lehrern wurden wir, unter Androhung drastischer Strafen, angehalten, das Deutschsprechen zu melden.

Opa Paul, der Vater meiner Mutter, war mein bester Freund.

Er hatte alle Eigenschaften, die ein bester Freund haben muss, wie zum Beispiel: Immer aufmerksam zuhören, sich Zeit nehmen, einen ernst nehmen, Wort halten, und vieles andere in der Art. Ich habe viel Nützliches von ihm gelernt, wie Krebse fangen, Drachen bauen, Eier verstecken, Bier

brauen, Wein herstellen, genussvoll kochen und noch viel mehr. Am Tag meines achten Geburtstags erlitt er einen Schlaganfall, von dem er sich nicht mehr erholt hat. Das war für mich entsetzlich und furchtbar, ich habe lange gebraucht, um mich zu fangen.

Mutters Mutter hieß Margarethe und war auch ganz lieb, aber ganz anders als Opa Paul. Sie war durch und durch eine Geschäftsfrau. Vor dem Krieg hatte sie eine Schokoladengroßhandlung und ein Einzelhandelsgeschäft, war sehr selbstbewusst und reiste als eine der ersten Frauen zum Wareneinkauf alleine durch Deutschland.

Unmittelbar nach dem Kriegsende trug sie in aller Herrgottsfrühe Brötchen aus und verkaufte an den Sommer-Wochenenden Eis im Stadtpark. Wenn ich sie dort gefunden habe, gab es für meine Freunde und mich immer ein großes Eis und ein kleines Geldstück obendrein.

Damit die Familie überleben konnte, nahm Vater anfangs verschiedene Aushilfsjobs an. Da er erst die polnische Sprache erlernen musste, ehe er eine angemessene Anstellung als Ingenieur bekommen konnte, versuchte er sich hilfsweise als Bierkutscher.

Für einen geringen Lohn fuhr er mit einem Pferdewagen Bierfässer zu den Kneipen aus. Den Wagen, auf dem ich manches Mal mitfahren durfte, zog ein kräftiger Wallach mit dem Namen Janek. Ich habe Janek jeden Abend zum Abbürsten und Füttern in eine alte Garage gebracht. Schnell war ich für seine Versorgung alleine verantwortlich, was mich sehr stolz machte und wofür ich gelegentlich ein paar Zloty bekam.

Eine weitere Einnahmequelle hatte ich aus dem Verkauf von Flaschen, die meine Freunde und ich nach den Ligaspielen unserer Fußballmannschaft eingesammelt haben. Der Deal mit dem Stadionmeister war, dass wir nach den Spielen die Zuschauerränge von Zigarettenskippen und sonstigem Unrat befreit haben und im Gegenzug die

aufgefundenen Flaschen zum Lumpensammler bringen und natürlich das Pfandgeld für uns behalten durften. Außerdem hatten wir wegen unserer Aufräumarbeiten stets freien Eintritt zu den Heimspielen unserer Fußballmannschaft.

Überhaupt spielte das Geldverdienen in meiner Kindheit eine große Rolle. Manches Mal habe ich meine geringen Geldmittel beim wöchentlichen Fußballtoto eingesetzt und hin und wieder auch kleinere Gewinne erzielt. Eines Tages habe ich sogar die Resultate aller 13 Fußballspiele richtig angekreuzt und einen Hauptgewinn gelandet. Leider ist das an diesem Wochenende sehr vielen Mitspielern ebenso gelungen, sodass der Hauptgewinn sehr gering ausfiel. Es hat aber gereicht, um einen Lederfußball zu kaufen, was meinen Status unter meinen Freunden enorm verbessert hat. Von da an war ich, trotz meiner deutschen Abstammung, sehr beliebt.

Auch mein Klavierunterricht hat mir eine kurze Zeit lang gute Einnahmen eingebracht. Damals musste ich einmal in der Woche einen Klavierlehrer mit Namen Kulei zwecks Unterricht aufsuchen. Das Unterrichtsgeld hat Mutter mir in Bar mitgegeben. Auf den Klavierunterricht habe ich jedoch lieber verzichtet und dafür das Honorar für Herrn Kulei selbst verwaltet, was aber nicht sehr lange gut ging. Aus heutiger Sicht tut mir dieses »Verplempern« einer musikalischen Ausbildung unendlich leid.

Der Mangel an Lebensmitteln war ununterbrochen groß, die Jagd nach Essbarem bestimmte unser Leben sehr. Wenn ich mit meiner Schwester auf dem Heimweg von der Schule an einer Warteschlange vorbeikam, reihte ich mich automatisch in diese ein, meine Schwester rannte nach vorne, um auszukundschaften, was gerade verkauft wurde. Dann lief sie nach Hause, um Geld zu holen und Order zu bekommen, wie viel von der angebotenen Ware gekauft werden soll. Mutter hatte für solche Fälle stets Rücklagen, die sie in der Regel voll ausschöpfte, um nach Möglichkeit

auch Nachbarn und Verwandte zu versorgen. Die allseits bekannte soziale Ader meiner Mutter führte immer wieder dazu, dass meine Schwester und ich große Mengen von Kartoffeln, Äpfeln oder ähnlichen Früchten über größere Entfernungen nach Hause schleppen mussten, was oftmals die Grenzen unserer Leistungsfähigkeit überschritt.

So musste ich einmal einen großen Sack mit Weizen schleppen, den Mutter dann nach und nach mit einer kleinen Haushaltsmühle gemahlen und daraus Brote geknetet hat. Die Brote habe ich dann zum Backen in eine Backstube gebracht.

Niemals werde ich den herrlichen Duft des gebackenen Brotes in der Backstube vergessen. Auch die Erinnerung an die Abendessen mit frischen, mit Griebenschmalz bestrichenen Brotscheiben, ist mir für immer gegenwärtig.

Meine Familie bewohnte eine, mit anderen Unterkünften verglichen, sehr große Wohnung. Das von 8 Familien bewohnte Haus hat ursprünglich meinem Großvater gehört, ist aber nach der polnischen Besetzung vom Staat konfisziert worden. Immerhin konnten wir, gegen Zahlung der ortsüblichen Miete, in der Wohnung bleiben. Die Wohnung lag im ersten Geschoss und umfasste neben den Wohnräumen auch die Schneiderwerkstatt meines Großvaters. Im Untergeschoss hauste ein Lumpensammler mit dem Namen Hudek. Der zog Tag für Tag mit seinem Bollerwagen durch die Straßen und kaufte für wenig Geld fast alles, was ihm angeboten wurde und verkaufte, für gutes Geld, was die Käufer für kaufenswert hielten.

Die erworbenen Waren lagerte er in der Wohnung unter uns, was für einen permanent muffigen und unangenehmen Geruch gesorgt hat. Besonders störten die stets gegenwärtigen Flöhe unseren Frieden. Diese kleinen Tierchen gelangten leicht über die Heizungs- und Wasserrohre in unsere Wohnung und dann in unsere Betten und Haare, wo sie sich, vermutlich mit großem Appetit, über uns hermachten. Deshalb gehörte zu unserer Standard-

Ausrüstung für die Nacht an jedes Bett ein mit Wasser gefülltes Glas, in das wir, gepeinigt von schmerzhaften Stichen, die Blutsauger kompromisslos ertränkt haben. Anhand der Anzahl der jeweils ertränkten Flöhe wurde am Morgen in der Regel der oder die erfolgreichsten Nachtjäger bzw. Nachtjägerin gekürt.

Weil ich hier und da bei seiner Arbeit Hand anlegte, war ich mit Herrn Hudek ziemlich vertraut, weswegen ich besondere Konditionen beim Ein- bzw. Verkauf diverser Artikel hatte. Etwa beim Verkauf leerer Flaschen oder von »zufällig« gefundenen Schrottteilen, bleiernen Regenrinnen oder Wasserhähnen aus Messing, die ich hier und da herrenlos aufgefunden und mitgenommen habe.

Hudeks Lumpenlager konnte man nur von unserem Innenhof aus erreichen, in dem die stets überquellenden Abfalltonnen standen und ekelerregend stanken. Zweimal im Jahr kamen Müllmänner und luden den stinkenden Berg auf einen Lastwagen. Für meine Freunde und mich war es immer ein großes Spektakel, dabei zuzusehen, wie die Männer am Ende der Aktion mit ihren großen Schaufeln Jagd auf die Ratten machten, die sich, schutzlos wegen des fehlenden Mülls, ängstlich in einer Ecke des abgesperrten Innenhofs drängten. Heute vermute ich, dass die Entsorgung der Ratten mit zu den Aufgaben der Müllwerker gehörte, also amtlich verordnet war.

Wie es fast überall in Polen üblich war, legten meine Großeltern größten Wert auf ein Engagement der Söhne und Töchter in der katholischen Kirche. Das ging so weit, dass sie mich unter Androhung grausamster Repressalien im Jenseits, so unter Druck gesetzt haben, dass ich mich schließlich »freiwillig« als Ministrant verpflichtet habe. Wenn auch widerwillig, habe ich schnell die einzelnen Rituale gelernt und ordnungsgemäß ausgeführt. Oma sprach immer von einem Kontobuch, in das jede heilige Messe als Guthaben kontiert und am Ende mit meinen Missetaten

verrechnet würde. Ich habe stets peinlich darauf geachtet, dass mein Konto im Plus stand oder mindestens einigermaßen ausgeglichen war. Wenn ein großer Überschuss angewachsen war, habe ich mir auch mal eine grobe Frechheit erlaubt, sozusagen zum Ausgleich des Kontos.

Es war aber auch eine schöne Zeit als Ministrant, besonders, weil mich ein süßes Mädel mit blonden Zöpfen, das in jeder Sonntagsmesse in der ersten Reihe saß, sehr bewunderte, wohl wegen meines souveränen Ministrierens. Diese Bewunderung ging so weit, dass es einmal sogar zu einer kurzen Berührung unserer Hände gekommen ist, was ich als unbeschreiblich schön empfunden habe. Nachdem aber die Familie des Mädels in eine andere Stadt gezogen ist, habe ich mein kirchliches Engagement beendet.

Einmal im Jahr nahm mich Oma mit auf eine Reise zur Schwarzen Madonna von Tschenschow, die angeblich mit »heiligen Kräften« im Jahre 1655 die Einnahme des Klosters Jasna Gora, was übersetzt *Heller Berg* heißt, durch die protestantischen Schweden verhindert hat und im Laufe der Jahrhunderte zu einer Nationalheiligen aufgestiegen ist. Mich interessierten an diesem Ausflug aber weniger die Taten der Heiligen, sondern vielmehr die von Oma extra zu diesem Anlass selbst gebackenen und großzügig verteilten Plätzchen.

Jedes Jahr freute ich mich auf die während der Prozessionen angestimmten Gesänge der Pilger, die mich an meine am Klavier spielende und singende Mutter erinnerten. Bei solchen Gesängen wird es mir bis heute ziemlich warm ums Herz.

Unvergesslich und unendlich peinlich zugleich war meine Erstkommunion. Mein schneidernder Opa fühlte sich verpflichtet, mir ein entsprechendes Kostüm zu nähen, wozu Oma den benötigten Stoff auf dem Markt eingetauscht hat. Der Anzug war schwarz und bestand aus einem Sakko und einer kurzen Hose. Da der Frühling in diesem Jahr